

DAS HAUS



LESSINGPLATZ 3



Anmerkungen zur Geschichte des Hauses

Propst Probst

Die Geschichte des Hauses Lessingplatz 3 ist eng mit der Geschichte von Aegidien verbunden.

Seit der Reformationszeit war der Aegidienbezirk evangelisch. Bei der Belagerung der Stadt durch die herzoglichen Truppen wurde 1615 das Nonnenkloster St. Leonhard zerstört – die elf Konventualinnen und ihre Domina zogen um ins ehemalige Benediktinerkloster St. Aegidien. Erst 1671 gelang es dem braunschweigischen Herzoghaus, das seit 200 Jahren von Wolfenbüttel aus regiert hatte, die freie Stadt Braunschweig einzunehmen. Herzog Rudolf Ludwig bestimmte für Aegidien einen Propst, der die Pfarrei, den evangelischen Frauenkonvent und die sonstigen Gebäude und Fluren der Klosterfreiheit verwaltete und die Gerichtsbarkeit wahrnahm.

Erster Propst von Aegidien wurde 1680 – *nomen est omen* – Phillip Ludwig Probst.

Der 1633 geborene Jurist stieg zum einflußreichsten Berater der fürstlichen Brüder Rudolf August und Anton Ulrich auf, brachte die Landesfinanzen durch allmähliche Schuldabtragung in Ordnung und vermittelte die Mitregentschaft von Anton Ulrich im Jahre 1685.

Mit Schloß und Dorf Wendhausen bekam Probst, der 1680 zum Kanzler ernannt worden war, den Adelstitel „von Wendhausen“ verliehen. Außerdem erwarb er Gutshöfe in Schöningen und Riddagshausen und besaß ein repräsentables Haus an der Steinstraße. Anton Ulrich nannte den Kanzler „in summa einen ganzen Minister“, riet aber seinen Söhnen, man müsse ihn „zuweilen durch eine kleine Belohnung cajoliren*“.

Probst von Wendhausen war bereits einer der reichsten Privatmänner der Stadt, als er – um 1700 – Parzellen des Kloster-Ackerhofes kaufte und darauf einen Gebäudekomplex in barockem Stil bauen ließ (Lessingplatz 3-5). Die Vorderfront bildeten zwei schmale und ein breites Wohngebäude; dahinter lagen Nebengebäude, Hinterhäuser, Stallungen, eine Wagenremise u.a.

Alle Gebäude hatten nur ein Obergeschoß.

* *französisch: schmeicheln, lieblosen*

Graf von Dehn, ein „Schelm in folio“

Innerhalb kürzester Zeit gelangte der Graf von Dehn in den Besitz des gesamten Vermögens des Probst von Wendhausen. Und das kam so:

- 21.7.1717 Der Geheimrat von Imhoff stirbt.
- 7.9.1718 Der Graf von Dehn heiratet die Witwe Ilse Luise von Imhoff, die Enkelin und Alleinerbin des Probst von Wendhausen.
- 17.11.1718 Probst von Wendhausen stirbt
- 30.3.1719 Von Dehn schließt mit seiner Gattin einen Erbvertrag
- 27.4.1719 Von Dehns Gattin Ilse Luise stirbt im Kindbett; Dehn ist Alleinerbe des Vermögens.



Wer war dieser Graf? Der 1688 geborene Konrad Detlev von Dehn hatte seine Laufbahn als Hofjunker und enger Vertrauter des Erbprinzen August Wilhelm begonnen. Als dieser nach dem Tod seines Vaters Anton Ulrich 1714 die Regierung übernahm, stieg Graf Dehn zum Geheimen Rat, Propst und Premierminister auf. Dehn genoß das uneingeschränkte Vertrauen des Herzogs, den Regierungsgeschäfte zu langweilen pflegten. Auf seinen Gesandtschaftsreisen führte der Graf „cartes blanches“, Blanko-Unterschriften des Herzogs mit sich. Er ließ sich am Magnitorwall ein Palais mit umfangreicher Gemäldegalerie und Gartenanlagen errichten und führte einen aufwendigen Lebensstil.

Erst 1730 kam heraus, daß er und seine Günstlinge sich durch Unterschlagungen in großem Stil bereichert hatten. Wer nicht selbst in die Machenschaften des Grafen verwickelt war, wünschte ihn an den Galgen; der Volksmund spottete über ihn und einen seiner Kumpane:

„Der Graf von Dehn und Lutterloh
Das sind zwei Schelme in Folio*.“

Dennoch wurde der Graf in Gnaden entlassen. Als kurz darauf Herzog August Wilhelm starb und sein Bruder Ludwig Rudolf die Regentschaft übernahm, mußte Dehn das Herzogtum verlassen. Sein Besitz aber blieb unangetastet, er konnte ihn nach und nach verkaufen.

Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts gelangten Akten ins Archiv, die einen Einblick in das Privatleben des Grafen geben. Dehn, der sich 1722 wiederverheiratet hatte, verführte 1827 eine Konventualin des auf dem Rennelberg gelegenen Kreuzklosters. Welche Mittel er dabei anwandte, belegt ein Zettel, auf dem der Graf festhielt:

„Dass ich Endes unterschriebener der Jgf. Eleonoren Louisen Stiessern die Haelfte meiner Güter versprochen, worauf Sie mir dann so viel Freyheit gelassen, daß Sie sich nicht mehr unter die hier im Closter sich befindende Jungfrauen rechnen kann: solches Bezeuge hiemit

18.t. Januarii 1727

C. D. Graf von Dehn.“

Die etwas weltfremde Dame entflammte allerdings so heftig für den Grafen, daß sie den Dienst im Kreuzkloster verweigerte und sich Eleonore Louise de Dehnen nannte. Der Graf ließ die lästige Geliebte, „das ungerahtene Mensch“ nach Bremen ins Zuchthaus schaffen. Die arme Frau, im Glauben gelassen, der Herzog sei für ihre Einkerkерung verantwortlich, schrieb flehentliche Briefe an den Grafen: „Mon Chere Coeur hole mich doch baldt selber hier weg...“ Der aber ließ ihr Papier und Tinte wegnehmen.

Wo die heimlichen Treffen zwischen Dehn und der Nonne stattgefunden hatten, ist nicht überliefert. In Frage kämen sicher die Dehnschen Häuser neben dem Aegidienkloster, da Eleonore ohne viel Aufsehen einen Besuch bei den dortigen Konventualinnen vortäuschen konnte.

Auch diese nahmen es mit ihren religiösen Pflichten so wenig ernst, daß um 1740 „Zucht und Ordnung“ unter Androhung der Verweisung wiederhergestellt werden mußte. Das größte Problem stellten allerdings damals Zank und Streit der Damen untereinander dar, die zu Schlägereien auszuarteten drohten. Die Aufsicht über den schwierigen Konvent übernahm 1743 der aufgeklärte Abt Jerusalem, der Vater des jungen Mannes, dessen Schicksal die Vorlage für Goethes „Werther“ lieferte.

Doch zurück zur unglücklichen Geliebten des Grafen Dehn. Ist es nicht denkbar, daß das Verschwinden der Konventualin Gerüchte nährte und mittelalterliche Schauergeschichten wieder aufleben ließ? Könnten sie nicht dem Theaterintendanten Klingemann, dem mutmaßlichen Verfasser der 1804 erschienenen „Nachtwachen des Bonaventura“, Anregungen für den schauerlich-romantischen Rahmen der zehnten Nachtwache gegeben haben?

* Folio ist die alte Bezeichnung für ein Buch im Großformat

Aus: „Die Nachtwachen des Bonaventura“

Im Nonnenkloster der heiligen Ursula war noch spät in der Nacht ein unruhiges Treiben. Die Glocke schlug dann und wann leise und dumpf an, wie wenn man träumend stürmen hört, und an den Kirchenfenstern, deren Bogen über die Mauern herabschauten, flog oft ein ungewöhnlicher, aber schnell wieder verlöschender Lichtglanz auf. Ich ging einsam die Mauer herum, die wie ein geweihter Zauberkreis die heiligen Jungfrauen umschließt...

Der Pfortner an der äußern Mauer war ein alter tiefsinniger Menschenhasser, der mir herzlich zugetan war, als einem Gegenstande, den er mit seinem Zorne nach Belieben überschütten konnte. Ich besuchte ihn oft zur Nacht, um seiner Galle Luft zu machen; auch jetzt ging ich zu ihm. Er saß in seiner Hütte bei einer Lampe, in der Gesellschaft eines schwarzen Vogels, dem er eine Kappe über den Kopf gezogen hatte, und mit ihm in Unterredung war. „Kennst du das Wesen – sprach der Pfortner –, dessen Antlitz tückisch lacht, wenn die vorgehaltene Larve Tränen vergießt, das Gott nennt, wenn es den Teufel denkt, das im Innern, wie der Apfel am Toten Meere, giftigen Staub enthält, indes die Schale blühend rot zum Genuß einladet, das durch das künstlich gewundene Sprachrohr melodische Töne von sich gibt, indem es Aufruhr hineinruft, das wie die Sphinx nur freundlich lächelt, um zu zerreißen, und wie die Schlange bloß deshalb so innig umarmt, um den tödlichen Stachel in die Brust zu drücken? – Wer ist das Wesen, Schwarzer?“

„Mensch!“ krächzte das Tier auf unangenehme Weise.

„Der Schwarze spricht weiter kein Wort – sagte der Pfortner –, aber er beantwortet deshalb doch jede meiner Fragen auf das trefflichste. – Geh schlafen, Schwarzer!“

Der Vogel rief noch dreimal Mensch aus und setzte sich dann, wie wenn er tiefsinnig nachdächte, in eine finstere Ecke – er schlummerte aber nur.

„Sie spielen Begrabens im Kloster – fuhr der Alte fort –, willst du nicht zuschauen? Eine keusche Ursulanerin ist heute Mutter worden; – in der Legende wäre's freilich als ein Wunder aufgezeichnet: aber so sehr haben sie Gott in die Karte geschauet, daß sie heutigestages an keine Wunder mehr glauben. Die heilige Jungfrau wird diese Nacht lebendig eingescharrt. – Ich lasse dich ein; sieh's zum Zeitvertreibe an!“ –

Er nahm die Schlüssel, die Angel piffen, und ich ging über Gräber durch den Kreuzgang. Fackelglanz flog oft rasch über die Monumente, auf denen steinerne Jungfrauen betend schlummerten, mit künstlich abgeformten Gesichtern, indes drunten die Originale schon die Masken abgeworfen hatten.–

Ich stellte mich hinter einen Pfeiler, darunten war eine offene gemauerte Gruft – ein einsames Entkleidungskämmerchen für den abgehenden Menschen – im Kämmerchen brannte eine blasse Totenlampe, und auf einem hervorragenden Steine befand sich ein Brot, ein Krug



Wasser, ein Kruzifix und ein Gebetbuch. In der über die Gruft gebaueten Kirche herrschte tiefe Stille unter den Heiligen, die von den Wänden herabschauten, nur wenn dann und wann ein Windstoß durch das Orgelwerk fuhr, heulte eine Pfeife unangenehm. Der Zug ward endlich durch die Säulen sichtbar – viele schweigende Jungfrauen und in der Mitte die wandelnde Braut des Todes...

Jetzt steigt die Nonne in die Gruft hinab. O endet doch das Spiel, daß ich's erfahre, ob's eigentlich auf Scherz oder auf Ernst hinausläuft. Folgt doch noch auf dem letzten Wege der Braut des Todes eine Maske – es ist der Wahnsinn. Die Larve lächelt heimlich – ob dahinter das wahre Antlitz schaudert, oder verzückt ist – wer sagt es mir?

Zwar mauern sie, der Braut zur Gesellschaft, eine Schlange ein – den Hunger –, die sich ihr bald um die Brust schlingen und bis zum Ich forttragen wird. Wenn dann die letzte Maske auch verschwindet, und das Ich mit sich allein ist – wird es sich wohl die Zeit vertreiben? –

Ein „eigenthümliches“ Haus

Wer kaufte nach 1732 die Dehnschen Häuser? In einer nach 1736 gefertigten Karte findet sich nur der Hinweis: „Herr Graff von Dehn, jetzo ... (der Name des Nachbesitzers ist ausgelassen) Diese vorgesetzte drey Häuser, hat der Cantzler Probst zu Wendhausen bauen lassen – seind nachero von dessen Erben verkauffet, und geben keinen Erbenzins.“

Der Ägidienbezirk wurde im Verlauf des 18. Jahrhunderts wegen seines Sonderstatus (eine Reihe städtischer Abgaben entfielen) und seiner Nähe zu militärischen Einrichtungen und der 1756 erbauten Ägidienkaserne bei höhergestellten Garnisonsangehörigen eine begehrte Wohngegend. Auch war die Ägidienkirche seit 1718 zugleich Garnisonskirche und damit für alle Militärangehörigen zuständig. Um aber die Konflikte zwischen der Garnisonskirche und den Stadtkirchen um die Jura Stolae* zu beenden und besser situierte Soldaten in die städtische Gesellschaft zu integrieren, erließ Herzog Karl I 1750 eine Resolutia Serenissima. Diese bestimmte, daß ein Haus, daß von einer Militärperson allein (d.h. ohne Vermieter oder Eigentümer) bewohnt wurde, als „eigenthümliches Haus“ zu gelten habe und nicht mehr zur Garnisons- sondern zur jeweiligen Stadtgemeinde zählte.

Das heutige Haus Lessingplatz 3 war bis 1811 solch ein „eigenthümliches“ Haus. Möglicherweise hatte es der Lieutenant Carl Ludewig von Helmoldt mit seiner Frau schon vor 1750 gekauft. 1766 aber war das Ehepaar, wie Christiane Amalie von Helmoldt dem Klostergericht vortrug, „aus bewegenden Gründen veranlaßt worden“, das Haus *ad hastam publicam***, d.h. unter den Hammer bringen zu lassen. Für das Höchstgebot von 1625 Thalern ging das Haus an den Waffenschmied Johann Heinrich Tempelhoff und seine Frau. Nach Tempelhoffs Tod verheiratete sich seine Witwe aufs Neue und veräußerte 1775 das Haus für 1000 Thaler.

1754, als Herzog Karl I. die Brandversicherungsanstalt errichten ließ, hatte das Haus die auf die Klosterfreiheit des Ägidienbezirkes bezogene Assekuranz-Nummer 36 erhalten; sie blieb bestehen, als im 19. Jahrhundert die Versicherungsnummern der Stadt mit denen der Kirchenbezirke zusammengelegt wurden. Auch wenn Straßennamen wechselten, die Hausnumerierung sich änderte – in den Akten ist das Haus immer über seine Feuerversicherungsnummer identifizierbar.

* Lat.: Stolgebühren, Gebühren für kirchliche Handlungen

** Lat.: „zur öffentlichen Lanze“

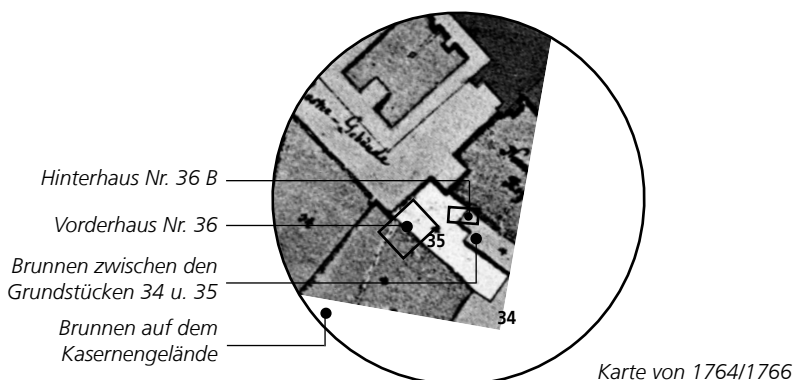


Culemannsche Karte von 1798

Gute Lage

Der Aegidienbezirk bot seinen Bewohnern zwei wichtige Vorteile gegenüber der Mehrzahl der innenstädtischen Bevölkerung. Der eine war seine geringe Besiedelungsdichte. Der andere bestand in seiner erhöhten Lage in der Nähe der südlichen, am Okereinfluß gelegenen Stadtmauer. Selbst das Brunnenwasser dürfte hier relativ sauber gewesen sein.

Als Anfang des 19. Jahrhunderts die mittelalterlichen Befestigungsanlagen geschleift wurden, entstanden am Wall Gärten und Parkanlagen.





Der Hofkassier und seine sieben Töchter

Neuer Besitzer wurde 1775 der 34jährige Wilhelm Johann Werner Grußendorf. Er war der Sohn eines Artillerielieutenants und als Fürstlicher Hofstats-Revisor tätig. Einige Jahre später hieß seine Amtsbezeichnung Hofkassier. – Die Vermutung liegt nahe, daß die Herzöge nach dem Dehn'schen Skandal den Hof-Financen mehr Beachtung schenkten. Nehmen wir aber pars pro toto, ein kleines archivalisches Fundstück für das Ganze, so drängt sich die Vermutung auf, daß nicht die Großen am Hofe unter die Lupe genommen wurden. 1787 nämlich ertappte Grußendorf einen „Schelm in Oktav*“, einen Einheber, der im Sommer das Eis zu fahren hatte und die fürstliche Eisgrube durch Mitnahme von Brettern und Stroh „sehr ruiniert“ hatte.

Privat aber war der Hofkassier vor andere Probleme gestellt. Seine vergebliche Anstrengung galt der Erzeugung eines männlichen Nachkommen. 1776 hatte er sich mit der 23jährigen Tochter eines Braunschweiger Brauers verheiratet, die in einem Zeitraum von 18 Jahren zehn Kindern das Leben schenkte. Ein Junge und zwei Mädchen starben im Säuglingsalter; sieben Mädchen wuchsen heran.

Die Sorge des Grußendorf galt der Existenz der gesamten Familie. Ein Hofbeamter erhielt, wenn er zum Dienst nicht mehr taugte, normalerweise eine bescheidene Pension, Beamtenwitwen und -waisen wurden notdürftig versorgt. Was aber, wenn er in Ungnade fiel oder die Zeitläufte sich änderten? Söhne hätten die Last, die Töchter mit Mitgift auszustatten, sie zu verheiraten oder ihnen ein anderes auskömmliches Leben zu verschaffen, mittragen können. So lag sie alleine auf ihm.

Im Aegidienbezirk war Grußendorfs kinderreiche Familie eine Ausnahme. Immer nur einzelne Bürgertöchter wurden an Quasimodogeniti** zusammen mit den Mädchen aus dem Waisenhaus konfirmiert.

* *Alte Bezeichnung für das kleine Buchformat (auch: 8°)*

** *Weißer Sonntag (Sonntag nach Ostern)*

Phantasie über eine Februarnacht

Der Hofkassier Grußendorf taucht noch einmal die Feder ein und schließt seine Aufstellungen und Berechnungen ab:
„Braunschweig, d. 15. Feb. 1781“

Zweimal schon hat ihn die Frau zur Nachtruhe gemahnt. Die Frau, wie sie da in der Tür stand, blüht wieder auf, vermerkt Grußendorf bitter. Er, der von seinem Kummer nicht lassen kann, vergräbt sich mehr und mehr in seine Arbeit. Vor drei Wochen haben sie den kleinen Theodor, noch keinen Monat alt, zu Grabe getragen. Das dritte Kind, der erste Sohn, Grußendorfs ganzer Stolz. Immer noch hört er das Schreien, das Jammern des kleinen Wurms.

Der Hofkassier tritt, das Windlicht in der Hand, in die kalte Winternacht hinaus. Aus dem Schatten von Aegidien kommt der Nachtwächter auf ihn zu. „Herr Hofcassir wissen schon das Neueste? Der Bibliothekar Lessing ist heut' abend verschieden. Soll ein berühmter Mann gewesen sein.“ Grußendorf nickt. Wenn der Herzog ein feierliches Begräbnis anordnen läßt, wird es viel Arbeit geben. „Ist er hier gestorben?“ fragt er und deutet in Richtung Aegidienmarkt. „Ja, im Angottschen Haus. Und vergessen Herr Hofcassir nicht das Licht.“

Grußendorf bleibt noch ein wenig in der Kälte stehen. Der Lessing ist ja in den letzten Jahren viel leidend gewesen, seit ihm nach kurzer Ehe Sohn und Frau weggestorben sind. Bücher wälzen, Bücher schreiben – der hat wohl nicht viel vom Leben gehabt. Fröstelnd verschließt Grußendorf die Haustüre. Aber früher muß er schon ein lustiger Kerl gewesen sein. Hat doch der Hofapotheker Wabst kürzlich erwähnt, daß das Trinklied, das sie machmal in feuchtfrohlicher Runde deklamieren, von „unserem Bibliothekar Lessing“ stammt.

*„Was soll ich hier, solange ich bin,
mich um die Zukunft kränken?
Ich will mit kummerlosem Sinn
Auf Wein und Liebe denken.*

*Denn plötzlich steht er da, und spricht,
Der grimme Tod: „Von dannen!“
Du trinkst, du küssest länger nicht!
Trink aus! Küß aus! Von dannen!“*

Grußendorf steht noch eine Weile in der Diele, zögert und horcht. Aus dem Zimmer seiner alten Mutter kommen unruhige Geräusche, die beiden kleinen Mädchen aber scheinen fest zu schlafen. Grußendorf löscht das Licht, tritt leise in die Kammer und legt sich zu seiner Frau.

Neun Monate später erblickt das vierte Kind, die dritte Tochter, Johanna Juliane Jacobine, das Licht der Welt.



Das Haus wächst

Die Aufstockung des Hauses wird um 1800 datiert.

Ließ Grußendorf erweitern, um seine Stellung bei Hofe durch ein repräsentableres Haus zu unterstreichen, so kommen die Jahre um 1785 in Frage. Grußendorfs damaliges Ansehen am Hofe des seit 1780 regierenden Herzog Karl Wilhelm Ferdinand dokumentiert sich in den vornehmen Taufpaten seiner Töchter Albertine Melusine und Charlotta Augusta: Der Geheimrat und Oberhofmarschall Albrecht von Münchhausen mit seiner Gemahlin Melusine bzw. der Kammerherr August Freiherr von Münchhausen und die Stiftsdame Charlotte von Münchhausen.

Setzen wir den Ausbau des Hauses aber mit dem Anwachsen der Grußendorfschen Familie in Beziehung, so grenzt sich der Zeitraum auf die Jahre um 1794 ein. Nach neun Geburten schien die Gebärfähigkeit der inzwischen 40jährigen Frau Grußendorf erschöpft. Sieben Töchter im Alter zwischen 17 und zwei Jahren brauchten Raum. Im Zusammenhang mit dem Ausbau könnte auch ein Kredit von 4000 Thalern stehen, den Grußendorf 1795 aufnahm. Er verpfändete dafür das Haus und sein gesamtes Vermögen, konnte aber bereits nach einem Jahr das Geld an das herzogliche Leihhaus zurückzahlen.

Nach der Aufstockung des Gebäudes verfügte die Grußendorfsche Familie über drei Stuben (vermutlich die straßenseitigen Zimmer) und vier Kammern.

Jakobine

1795 ist das Jahr, in dem die französische Revolution Kurs auf die bürgerliche Gesellschaft, in der die Freiheit des Eigentums das höchste Gut ist, zu nehmen begann: Die Aufstände der Sansculotten waren erstickt, Robespierre guillotiniert, die Jakobinerclubs aufgelöst.

1795 kam Jakobine, das zehnte und letzte Kind der Grußendorfs zur Welt. War der Hofkassier ein heimlicher Anhänger der radikalen Ideen der französischen Revolution? Wohl kaum. Eher hatte er in abermals getäuschter Hoffnung auf einen Sohn drei Freunde zu Paten gebeten, den Hofapotheker Ahrens Jacob Wabst, den Kaufmann Christian Friedrich Möllenbeck und den Brauer Johann Carl Anton Knauff. Nach ihnen wurde das Kind Jakobine Christiane Johanne getauft – es starb sieben Wochen alt „am Jammer“.

Hochzeiten

1799 verheiratete sich die 20jährige Marie Henriette mit dem Doktor der Medizin Johann Jakob Wilhelm Schulz, einem Pastorensohn aus Dettum. Maria Henriette war die einzige der Grußendorfschen Töchter, die ein – gemessen an den damaligen Verhältnissen – erstaunlich selbstbestimmtes Leben führte. Sie gebar fünf Kinder, arbeitete aber mehrere Jahre als Geburtshelferin. Nach zwanzig Jahren wurde die Ehe geschieden und Marie Henriette verheiratete sich mit dem preußischen Offizier Friedrich von Morgenstern.

Bei den anderen Töchtern vermitteln allein die nackten Daten schon den Eindruck: Sie heirateten nicht, sie wurden verheiratet. 1802 mußte die 16jährige Charlotta Augusta den Taufpaten von zwei früh verstorbenen Schwestern, den 40jährigen Brauer Knauff vom Schweinemarkt (heutiger Wollmarkt) ehelichen. Als sie nach dem zweiten Kind starb, trat 1809 eine drei Jahre jüngere Schwester ihre Nachfolge an. Auch die bereits 32jährige Johanne Dorothea Catharina wurde im Jahre 1809 mit einem frisch verwitweten Kunstmeister* und Holzhändler verheiratet und zog, ebenfalls am Schweinemarkt, Stieftochter und einen Sohn groß.

* Ein Kunstmeister widmete sich den Wasserkünsten, d.h. er baute Röhren und Brunnen.



Französische Zustände

Diese Versorgungsehen müssen auch auf dem Hintergrund der veränderten Verhältnisse betrachtet werden.

Im Oktober 1806 hatten französische Truppen das Braunschweiger Land besetzt, der in der Schlacht bei Jena verwundete Herzog starb auf der Flucht. Der Hof, der Grußendorf sein Auskommen gesichert hatte, war aufgelöst. Zusammen mit 20 anderen Kleinstaatsgebilden erhielt das nun zum Oker-Department des Königreichs Westfalen gehörige Braunschweiger Land nicht nur ein monarchisches Oberhaupt, Napoleons Bruder Jérôme, sondern auch eine moderne Konstitution. Die Leibeigenschaft wurde abgeschafft, Adelsprivilegien beschnitten und ein einheitliches, für alle Bürger geltendes Rechtssystem („Code Napoleon“) etabliert. Auf Dauer aber konnten die feudalen Verhältnisse nicht durch Zwangsbeglückung von oben und militärische Besetzung umgewälzt werden.

Grußendorfs mußten für die Unterbringung eines Offiziers ein beheiztes Zimmer stellen. Je nach Truppendurchzug war das Zimmer tageweise, manchmal auch für Wochen belegt. Grußendorf, der um 1809 als Cantons-Einnehmer beschäftigt war, gelang es nur kurzzeitig, Einquartierungen abzuwehren.

Im Sommer 1809 – Grußendorf versah wahrscheinlich noch seinen Dienst als westfälischer Steuerbeamter – traf der verhinderte Nachfolger des braunschweigischen Herzogs, Friedrich Wilhelm, mit seinem „Schwarzen Korps“ in Braunschweig ein. Der von ihm erhoffte Volksaufstand blieb aus; den Stadtvertretern gelang es nur mit Mühe, Friedrich Wilhelm von seiner Absicht „Crepiren auf dem Schutthaufen Braunschweig“ abzuhalten und ihn dazu zubringen, die Stadt zu verlassen.

Spätestens Anfang 1810 wurde Grußendorf unter seiner alten Amtsbezeichnung „Hofkassier“ pensioniert. Mit erheblich verringerten Einkünften hatte er nun den Unterhalt von drei Töchtern im Alter zwischen 19 und 29 Jahren, die Verköstigung des einquartierten Offiziers und eine Reihe von öffentlichen Abgaben, von denen die Bewohner des Aegidienbezirkes nicht mehr ausgenommen waren, zu bestreiten.

1810 starb Frau Grußendorf im Alter von 57 Jahren am Schlagfluß (Schlaganfall); zum letzten Mal kassierte der Aegidienpfarrer bei Grußendorfs die Stolgebühren für eine Beerdigung. Mit dem Säkularisierungsdekret vom 1.12.1810 wurden im Königreich Westfalen alle Klöster aufgehoben. Ende 1811 wurde die Aegidienkirche zum Militärmagazin für Torf, Kohle und Salz. Diese Nutzung schien sich geradezu aufzudrängen (und blieb auch weit über die Napoleonische Zeit bestehen), denn schon 1755 hatte ein Klosterrat vorgeschlagen, aus Kostengründen das Kloster aufzulösen und die Aegidienkirche als Korn- und Zeughaus zu verwenden. Die Aegidiengemeinde wurde St. Magni zugewiesen.

Nonnen im Hinterhaus

Nach den Volkszählungslisten vom Dezember 1811 wohnen im Grußendorfschen Haus plötzlich 17 Personen – 16 Frauen und ein Mann. Außer Grußendorf, seinen Töchtern und einer Magd mit Kind gibt es noch zwei Frauen unter 30 Jahren, sechs Frauen zwischen 40 und 60 und drei über 60 Jahre. Es sind elf Konventualinnen von Aegidien (die zwölfte war kurz zuvor gestorben) – allerdings bewohnen sie das Hinterhaus. Dieses schmale, hohe Haus hatte eine Grundfläche von 30 qm; auf jeder seiner drei Etagen (das Erdgeschoß als Wirtschaftsraum nicht mitgezählt) dürften sich zwei kleine Zimmer befunden haben.

Die Situation der aus dem Kloster ausquartierten Frauen war erträglich, da mindestens fünf Frauen seit 1810 die Erlaubnis hatten, sich an anderen Orten aufzuhalten. Im Grußendorfschen Hinterhaus wohnten nach der Auflösung des Klosters also höchstens sechs Frauen; zwei von ihnen sind dort 1813 gestorben.

Besitzverhältnisse und weitere Nutzung des Hinterhauses 36 b sind unklar; erst 1828 ist es als Klostereigentum im Adreßbuch eingetragen.

Das Ende der Befreiungskriege wird im Grußendorfschen Hause mit der Hochzeit gefeiert. Der gerade von dem spanischen Feldzug zurückgekehrte Lieutenant Carl Haberland ehelicht 1815 die jüngste Tochter Antoinette Wilhelmine. Den 74jährigen Brautvater ziert der zusätzliche Titel „Vicarius des Stiftes St. Blasii“, vermutlich mehr Ehrenbezeichnung als aufreibendes Amt.



Nächtliches Gespräch am Lessingplatz

- Lessing: *Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal soviel weg, daß es der Mühe wiederzukommen etwa nicht lohnet?*
(erblickt Napoleons Schatten) *Wer bist du? woher kommst du?*
- Schatten: *Wer ich bin? Laß mich besinnen! Ich bin – ich bin nur erst kürzlich, was ich bin.*
- Lessing: *Aber wer warst du sonst, ehemdem?*
- Schatten: *Sonst? ehemdem? ... Was sagst du mir? Ja, nun schießt es mir ein – warte, warte, ob ich den Faden zurückfinden kann.*
- Lessing: *Ich will dir zu helfen versuchen. Wie hießest du?*
- Schatten: *Ich hieß – Napoleon Bonaparte. Ja, so hieß ich. Der größte Feldherr aller Zeiten. Tausend Kanonen, tausend Armeen, tausend Reiche – alles verloren...*
- Lessing: *Was treibt dich hier an diesen Ort?*
- Schatten: *Mein kleiner, so erbärmlich schwacher Bruder, den ich zum König von Westfalen machte, der eitele Jérôme ist's. Ich sagt ihm oft, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur eines Schrittes es bedarf. Er tat ihn oft, zu oft und auch vor diesem Hause. Blaß ward er drauf und sank aus Furcht vor meinem Schatten, der ihn stets verfolgte, nieder.*
- Lessing: *Sachte, Bruder, stolperst du? Was? du fällst mir gar zur Erden? Halt! ich muß dein Retter werden! Nu? ich falle selbst dazu?*
- Schatten: *Spotte nicht! Man trug ihn in dies Haus, belebte ihn und führte ihn hinaus. „Napoleon war hier, hier in diesem Hause“ – diese lächerliche Fama, längst versunken, hat kürzlich sich erneut erhoben und zwingt mich her.*



*Die Lessing-Zitate (kursiv) stammen aus:
Die Erziehung des Menschengeschlechts; Dr.
Faust, Fragment; Das Erdbeben (Gedicht);
Nathan der Weise 1,3; Emilia Galotti, 1,7;
Aus einem Gedichte über menschliche
Glückseligkeit.*

- Lessing: *Kein Mensch muß müssen.*
- Schatten: *Von allem, was du mich fragest, mag ich nicht länger reden als ein Mensch und kann nicht mit dir reden als ein Geist.*
- Lessing: *Rohe Gewalt muß auf die Dauer stets dem Geiste weichen, hört ich jüngst reden.*
- Schatten: *Das sagte ich auf Helena! Die Welt dreht sich noch um mich! Die Zukunft gehört mir! ... Und wenn nun doch alles verloren wäre?*
- Lessing: *Ein Weiser schätzt kein Spiel, wo nur der Fall regieret, und Klugheit nichts gewinnt und Dummheit nichts verlieret.*
- Schatten: *Entlaß mich ... (Schatten verschwindet)*
- Lessing: *Verloren? Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen! Oder soll das menschliche Geschlecht auf diese höchste Stufen der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nein, sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer besseren Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwohl Beweggründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nötig haben wird ... Verloren? Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?*



Das Haus sucht neue Bewohner

Nach dem Tod Grußendorfs im Jahre 1828 vergehen einige Jahre, bis das Haus eine dauerhafte Nutzung erfährt. Als die Braunschweiger, ermutigt durch die revolutionären Ereignisse in Frankreich, im Herbst 1830 den unfähigen Herzog Karl II. verjagen, sein Schloß niederbrennen und seinen Bruder Wilhelm als neuen Regenten hochleben lassen, steht das Grußendorfsche Haus wohl leer. Später mietet sich ein Kaufmann ein. Im Jahre 1832 wird damit begonnen, das Kloster zu einem Gefängnis umzubauen; als es 1834 bezugsfertig ist, kommen auch die Erbschaftsangelegenheiten der Grußendorfschen Töchter zum Abschluß. Die unverheiratete Johanna Juliane Jacobine wird versorgt, Melusine schließt sich den Konventualinnen von Aegidien an, die nach mehreren Umzügen in der kleinen Burg eine neue Bleibe finden. Marie Henriette von Morgenstern verkauft das väterliche Erbe. Für 2825 Thaler erwirbt es 1835 der Tischlermeister Fehland. Im Hinterhaus, das nun zum Gefängnis gehört, wohnt der oberste Gefangenenaufseher, der allen Beteuerungen eines „humanen“ Strafvollzugs zum Trotz, den alten, furchterregenden Titel „Stockmeister“ führt.

Der Tischlermeister und seine Mieter

Friedrich Fehland ist 32 Jahre alt, als er das Haus kauft, und seit vier Jahren verheiratet. Von den sieben Kindern, die seine Frau bis 1851 zur Welt bringt, erreichen drei Jungen und ein Mädchen das Erwachsenenalter.

Fehland vermietet ab 1836 kontinuierlich „eine sehr freundliche Wohnung“, die aus zwei möblierten Stuben und zwei Kammern besteht. Die Mieteinnahmen pro Jahr dürften ca. 80 Thaler betragen haben.

Meist sind es ein oder zwei Herren, die hier einziehen. Es sind Mieter, die nichts Bleibendes suchen, sie sind jung und auf der Suche nach Verbesserung, die da heißt: komfortablere Wohnung, Heirat, Karriere. 1837 ist es der 19jährige Secundlieutenant von Holwede, Vater des späteren Gründers der städtischen Kinderklinik. 1838/39 mietet sich der junge Doktor Christian Heinrich Schnuse ein, ein Schüler des Mathematikers Gauß, der allerdings wohl nirgendwo Anstellung fand und sich als Übersetzer mathematischer Werke von Poisson, Boole u.a. durchs Leben schlug. Es folgen die Demoiselles Mignon und Helbing, ein Polizeidiener, eine Witwe und ein Küchenschreiber und 1847 einer der drei herzoglichen Hofköche. Im Herbst 1857 mietet sich der Redakteur der Westermanschen Monatshefte, Dr. Adolf Glaser ein, ist aber bereits wieder ausgezogen, als er mit dem Schriftsteller Wilhelm Raabe nähere Bekanntschaft macht.

Hausaufteilung um 1840

Die Wohnstube, der alltägliche Aufenthaltsort der Familie, lag vermutlich im vorderen Erdgeschoßbereich; darüber war die „gute Stube“. Die hofseitigen Räume im Parterre waren Küche und Tischlerwerkstatt; in den Hinterzimmern des ersten Stockwerkes lagen die Schlafräume.

Das zweite Obergeschoß war vermietet; das Dachgeschoß noch nicht ausgebaut. Im Hof befand sich bestenfalls eine überdachte Abortgrube. Wasser wurde von einem der Brunnen geholt; zur Beleuchtung der Innenräume dienten Öllampen.



Ein Denkmal für Lessing

Im Jahre 1837 bildete sich in Braunschweig ein Komitee, das sich die Errichtung eines Denkmals für Lessing zum Ziel setzte. Aber Jahre vergingen, bis genügend Geld gesammelt und ein geeigneter Standort gefunden war. Die Statue schuf der Berliner Bildhauer Ernst Rietschel, der sich bei seiner Arbeit von dem damals ungewöhnlichen Grundsatz leiten ließ: „Ich will ihn ohne Mantel machen; es fiel mir dabei ein, daß er nie im Leben etwas zu bemänteln suchte, und mir hier der Mantel recht wie eine Lüge vorgekommen wäre.“ In aufwendiger Arbeit erstellte der Braunschweiger Gießer Howaldt den Bronzeguß des Modells. Am 29. September 1853, bei strömendem Regen, wurde das Denkmal auf dem Platz „vor der Garnisonsschule“ enthüllt. Rietschel, der mit dem abgelegenen Platz für das Denkmal nicht zufrieden gewesen war, nahm aus gesundheitlichen Gründen an der Feier nicht teil.

1857 erhielt der Platz den Namen Lessingplatz.

1848 – musikalisch

Unbemerkt von Friederike, die am Fortepiano ein neues Stück einübt, schleicht sich der sechsjährige August in die gute Stube, versinkt im Sessel und träumt vor sich hin. Unbeschwert, wie ein heiteres Kinderspiel beginnt das Stück, dann aber folgen leidenschaftlich sehnsuchtsvolle Klänge, die Friederikes Finger noch etwas unbeholfen anschlagen. August erinnern die Sequenzen an die unbegreifliche Aufgeregtheit der Erwachsenen, an endlose unverständliche Dispute. Eine dramatische Wendung kündigt sich an, er sieht sich wieder am Fenster stehen, die Nase gegen die Scheibe gepreßt, die wogende Menschenmenge beobachtend. „Was wird es denn?“ tönt es fragend und die Antwort kommt beruhigend, nicht mehr wie das fröhliche Spiel, eher wie das Heiapopeia zur Nacht. Ja, die Erwachsenen reden wieder ruhig, vom Fenster aus lassen sich nur die Mägde am Brunnen und dann und wann ein verlorener Hund beobachten. Aber die wiedereingekehrte Ruhe riecht nach Langeweile.

Friederikes Spiel wird flüssiger, all ihr Gefühl legt sie in das Stück, den Abschied von der Kindheit, den ersten Liebeskummer; Dinge von denen ihr kleiner Bruder noch nichts versteht. Der empfindet nur, daß es in der Welt der Musik keine Langeweile gibt. Er schleicht sich hinter die Schwester und sieht ihr genau auf die Finger. Und dann, als sie das Zimmer verlassen hat, schlägt er leise die ersten Töne an. Er weiß noch nicht, wie schwierig es sein wird, die Musik zum Lebensinhalt, zum Beruf zu machen.

Später wird August das Musikkonservatorium in Leipzig

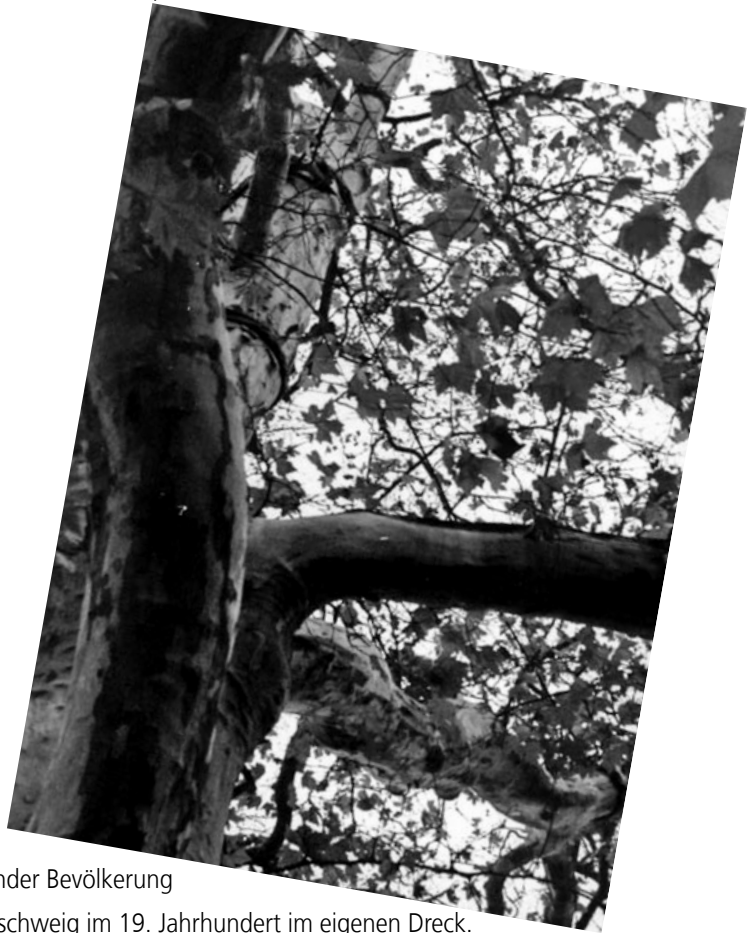


besuchen. Erfolglos wird er sich um eine Anstellung bei der Braunschweiger Hofkapelle bemühen. Er wird sich nicht verheiraten, wird im Elternhaus am Lessingplatz bleiben, Klavierstunden geben und Lieder für gesellige Runden komponieren. Später wird er sich nicht mehr August, sondern Karl nennen, und seine Schwester wird Mathilde heißen. In den 70er Jahren wird er in einem der Klubs den Schriftsteller Wilhelm Raabe kennen lernen. Und Jahre später wird Raabe selbst über Spaziergängen mit seiner Seelenfreundin nicht versäumen, seiner Frau zu schreiben: „Vergeßt nicht, Fehland sein Honorar einzuhändigen; in meinem Kalender findet Ihr, wann es fällig ist.“

Und ganz zuletzt im August 1911, wird in den Zeitungen ein kurzer Nachruf auf den Tonkünstler Karl Fehland zu lesen sein: „Der kleine Herr war eine bekannte Persönlichkeit, man sah ihn viel in den Konzerten.“

Welch ein Glück,

am Südrand der Stadt auf dem Aegidienhügel zu leben, in unmittelbarer Nähe zum Wall, zu den Gärten und Parks!



Mit wachsender Bevölkerung

versank Braunschweig im 19. Jahrhundert im eigenen Dreck. Nachttöpfe wurden wie eh und je aus Türen oder Fenstern in die Straßengossen gekippt; in den Höfen lagerte der tierische und menschliche Mist, bis er abgefahren wurde und als Dünger in der Landwirtschaft Verwendung fand. Sämtliche Abwässer der Stadt wurden über stinkende Gossen und Kanäle ungereinigt in die Oker geleitet. Abortgruben vergifteten nahegelegene Brunnen. 1850 raffte eine Cholera-Epidemie innerhalb weniger Monate über tausend Menschen hinweg.

1865 wurde das erste Wasserwerk im späteren Bürgerpark in Betrieb genommen. Wasser für die Haushalte, Wasser für die expandierende Industrie, insbesondere die Zuckerfabriken – das Problem der Luft, Wasser und Boden verseuchenden Abfallstoffe verschärfte sich. Immer mehr Haushalte, die nun an das Wasserversorgungsnetz angeschlossen waren, installierten ab den 70er Jahren – ob mit oder ohne Genehmigung – die modernen Wasserklosetts. Das Bedürfnis war plötzlich dringend: Man wollte mit den eigenen Ausscheidungen nichts mehr zu tun haben. Dadurch aber wurde die Abwassersituation unhaltbar, denn Fäkalstoffe, die vorher in den Gruben verblieben waren, verteilten sich nun im Spülwasser und versickerten.

Im Jahre 1890 wurde schließlich mit der Kanalisation der Stadt begonnen.

Der deutsche Shakespeare

Im Herbst 1860 zog der 50jährige Prof. Dr. Robert Griepenkerl in die möblierte Wohnung im Hause Fehland ein.

Aegidien war Griepenkerl ein vertrauter Bezirk. Nach seinen Studien in Berlin war er 1835 in sein Elternhaus in Braunschweig zurückgekehrt. Wie sein Vater Konrad, der Dozent für Philosophie am Collegium Carolinum war, begeisterte sich Robert Griepenkerl für die Musik. Hatte sein Vater sich um die Edition der fast vergessenen Werke Bachs verdient gemacht, so verehrte der Sohn besonders Beethoven und die zeitgenössischen Komponisten Berlioz, Meyerbeer, Spontini und Mendelssohn. Als Sekretär des Vereins für Konzertmusik hatte er großen Anteil am Zustandekommen des Musikfestes im Jahre 1836. Es fand in der zur Aegidienhalle umgestalteten Aegidienkirche statt; der aus Braunschweig gebürtige Komponist Louis Spohr nahm als Ehrengast teil.

Doch die Vorbereitungen scheinen nicht ungetrübt verlaufen zu sein: Kommerzdenken der Sponsoren gefährdete das



anspruchsvolle Konzept der Musikfreunde. In einer 1838 veröffentlichten Erzählung machte Griepenkerl seinem Ärger Luft. Die städtischen Sponsoren, reiche Kaufleute, beharren darin auf leichter Kost: „Verschont uns mit Eurer klassischen Musik. Euer Beethoven verspricht ebenso wenig eine

Geldwäsche als Euer Sebastian Bach.“ In der Erzählung rettet ein reicher, von auswärts angereicherter Graf das Musikfest.

Griepenkerl hielt ab 1839 unentgeltliche Vorlesungen über Literatur am Collegium Carolinum ab, wurde 1844 zum Professor ernannt, aber nicht angestellt.

1840 vermählte er sich mit Auguste von Morgenstern. Sie war die künstlerisch und musikalisch begabte Tochter von Marie Henriette, geb. Grußendorf. Aber Griepenkerls fehlende Berufsperspektive, sein gereiztes Temperament und die materielle Abhängigkeit von Augustes Eltern belasteten die Beziehung. Das Ehepaar trennte sich 1844 und ließ sich drei Jahre später scheiden.

1848 schrieb Griepenkerl das Revolutionsdrama „Robespierre“, das ihm ein, zwei Jahre lang Geld, Ruhm und den Vergleich mit Shakespeare einbrachte – aber nirgendwo eine Anstellung. Seine weiteren Schauspiele wurden nur vereinzelt aufgeführt; das Deutschland der 50er Jahre benötigte keinen Revolutionsdichter mehr.

Als Griepenkerl im Herbst 1860 in das Haus, in dem seine Schwiegermutter aufgewachsen war, einzog, war er finanziell am Ende. Der Hauswirt, so schrieb er an seine Freundin Erne von Griesheim, quälte ihn wegen der Mietrückstände. Im Februar 1861 stand in den Braunschweigischen Anzeigen zu lesen, daß Griepenkerl wegen Bankrotts zu einem Jahr Zwangsarbeit verurteilt, dann aber zu einjähriger Gefängnishaft begnadigt worden sei.

Am 13. Februar mußte der Schriftsteller ein Haus weiterziehen – ins Landesgefängnis.

Anfangs gefiel ihm das klösterliche Ambiente: Er bewohnte ein beheizte Kammer und erhielt zahlreiche Vergünstigungen. So konnte er sein Bett mitbringen, ungestört schreiben, Freunde empfangen, im Garten spazieren gehen, rauchen und sich selbst verpflegen (ein Privileg, auf das er allerdings verzichtete). Der Gefängnisdirektor Spengler, der mehrere Jahre im Hinterhaus 36 b gewohnt hatte, behandelte ihn zuvorkommend.

Griepenkerl schrieb im Gefängnis mehrere Novellen und einen Prolog zur Feier der tausendjährigen Gründung der Stadt Braunschweig. Der Prolog wurde im Hoftheater gesprochen; aber des Verfassers Hoffnung auf vorzeitige Entlassung und materielle Anerkennung seines Festbeitrages erfüllten sich nicht.

Nach seiner Entlassung bemühte sich Griepenkerl weitere zwei Jahre vergebens, irgendwo in einem der deutschen Staaten Fuß zu fassen; dann gab er auf und verfiel gänzlich dem Alkohol. 1868 starb er im Braunschweiger Armenhospital. Ein Brief, in dem der Intendant des Münchener Hoftheaters ihn aufforderte, seine dramatischen Arbeiten einzureichen, lag ungeöffnet neben seiner Leiche.

Rudolf

Novellenfragment von Robert Griepenkerl

Griepenkerl schrieb die Novelle im Gefängnis. Sie spielt in Berlin; die Idee könnte aber der geräumige Schornstein im Fehlandschen Hause geliefert haben:

Wir treten in das Wohnzimmer der Familie. ... Im Hintergrunde befand sich ein Kamin mit hohem Sims, dessen Öffnung durch eine hölzerne Drehwand verstellt war. Ein Pianino, auf dem eine Gitarre lag, ließ schließen, daß Meister Hansen der weiblichen Umgebung nicht entbehrte. Und dem war so. Katharina, seine Frau, hatte ihm zwei liebliche Töchter geschenkt: Klara, die Klavierspielerin, war achtzehn Jahre alt; Aennchen zählte kaum drei Jahre.



Es war neun Uhr vormittags, als die Drehwand des Kamins vorsichtig von innen geöffnet wurde und gleich darauf der Kopf eines Schornsteinfegers zum Vorschein kam. Nach und nach wand sich die ganze Gestalt hervor, und wir irren nicht, wenn wir darin den dem Bäckermeister so grauenerregenden Gesellen Rudolf erblicken, der sich aus dem Schornsteine des benachbarten Bankgebäudes durch die ihm wohlbekannten Gänge hierher begeben hatte. Er war natürlich schwarz, oder nach der Sprache der Schornsteinfeger, in Uniform...

Nachdem er vorsichtig umhergespäht, trat er vollends ins Zimmer und hatte auch gleich die Gitarre im Arme, auf der er einige klagende Harpeggien hören ließ. Dann lauschte er.

Auch für die Figuren des Bäckermeisters und seiner Tochter Klara fand Griepenkerl Vorlagen im Hause am Lessingplatz. Da war der materiell orientierte Tischlermeister, der seine Miete einzutreiben suchte, da seine musikalische Tochter; sie verkörperten für Griepenkerl den Widerspruch zwischen Kommerz und Kunst. Nach einem Rendezvous mit Rudolf ist Klaras Kleid nicht mehr ganz sauber.

„Man ins Bett, Klara“ drängte die Mutter. „Rasch, rasch, daß ich deine Kleider verstecke! Hörst du's? Der Vater spricht schon unten im Laden.“ So zog sie Klara durch eine Seitentür mit sich fort. –

„Expropriation!“, so trat der alte Hansen ins Zimmer, indem er sein spanisches Rohr bedächtig an die Nase legte. „Expropriation! Das ist die Losung! Die Baracke vor der Bauakademie muß fort, und wenn die alte Besitzerin darüber ins Gras bisse. Witwen und Waisen schonen – lächerlich, wenn sich's um das allgemeine Wohl handelt. Will in dem Neste sterben?! Kann überall sterben. Ich aber muß Stadtrat werden. Verstanden?“ Nachdem er Hut und Stock abgelegt, betrachtet er mit Wohlgefallen seine neuen waschledernen Handschuhe, die er am Graben gekauft.

Der Meister läßt sich zwar täuschen, als der verhaßte Schornsteinfeger Rudolf in eleganter Kleidung als Sohn eines fingierten Weißgerbers auftritt; wie aber soll die Liebesgeschichte zwischen Klara und Rudolf enden, wenn die Wahrheit ans Licht kommt? Mit dieser Frage bricht die Novelle ab.

Ein Testament

Sei es aus Verärgerung über säumige Mieter, sei es aus Platzbedarf für die erwachsenen Kinder – ab 1862 vermietete der Tischlermeister Fehland nicht mehr. Raum war nun für die Söhne, die ganz oder vorübergehend ins Elternhaus zurückkehrten, die Kaufleute Berthold und Julius und der Tonkünstler Carl August.

1881 hinterlegt Friedrich Fehland, dessen Frau inzwischen verstorben ist, sein Testament auf dem herzoglichen Amtsgericht. Sein Vermögen soll gleichmäßig auf die Kinder verteilt werden. Ausgenommen sind 600 RM, die Sohn Berthold erhält, die Lebensversicherungspolice für die Tochter und das Mobiliar.

Über letzteres verfügt der Tischlermeister ausführlich: Jeder der Söhne erhält zwei Überzüge und zwei Bettlaken für sein Bett. Carl August bekommt das Fortepiano, den eschenen Bücherschrank, Korbsessel und Klavierstuhl.

Friederike, genannt Mathilde erhält den restlichen Hausrat: Sekretär, Kommode, Spiegelschrank, Nähtisch, einen großen und einen kleinen Spiegel, Etagère, ovalen Tisch, sechs Stühle, einen Sessel, einen Eßtisch mit Wachstuch – alles Möbelstücke aus Mahagoni. Wäsche- und Kleiderschrank, eine weitere Kommode, ein paar Koffer und Stühle sind aus Esche oder nur „nußbraun vermalt“. Das Holz aus dem die beiden Betten sind, ist nicht näher bezeichnet. Der Tischlermeister vermacht Mathilde auch *„1 Nachtstuhl mit Eimer, 1/2 Dutzend silberne Theelöffel, 1/1 Dutzend silberne Eßlöffel, Glas und Porzellan nach Belieben, 1 Küchenschrank, 1 Eimerbank, Küchengeräth nach Belieben, Leinen und Drall...“*

Die Anzahl der Silberlöffel war ebenso wie die der Mahagonistühle genau auf die sechsköpfige Familie berechnet. Silberne Gabeln und Messer fehlen.

Um das Jahr 1885 zieht das benachbarte Landesgefängnis an den Renneberg um – auch Fehlands verändern sich. Tonkünstler Carl, Mathilde und der alte Vater ziehen in die Autorstraße. Nach des Vaters Tod im Jahre 1887 wird das Haus am Lessingplatz an die Modelltischlerwitwe Bischoff verkauft.



Witwen und Wärter

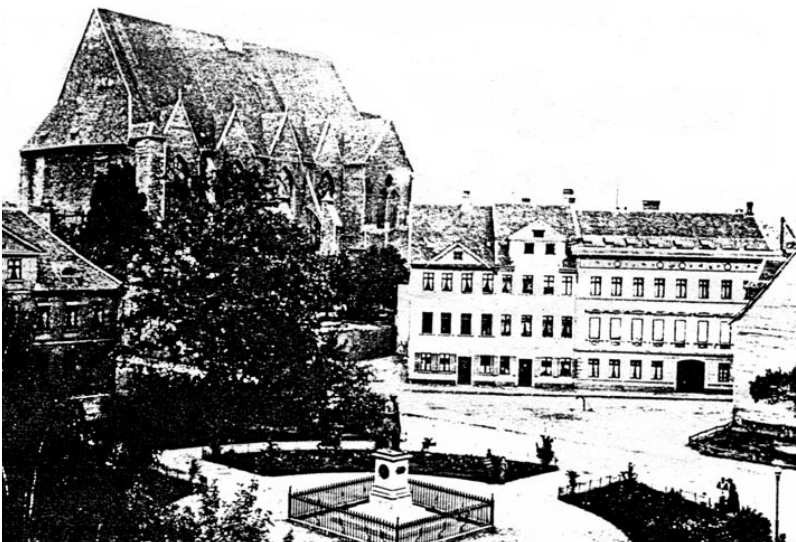
Das Haus füllt sich mit Mietern, zumeist alleinstehende Frauen und Witwen. 1892 erwirbt der Metalldreher Georg Richelmann Haus und Hinterhaus. Er wohnt mit seiner Frau, einer Hebamme, erst im ersten Stock, später in der zweiten Etage. Jedes Stockwerk (mit Ausnahme des Erdgeschosses des Hinterhauses) ist vermietet: Handwerker, Witwen, Arbeiter, Angestellte. Selbst das nach heutigen Maßstäben nicht ausgebaute, d.h. nicht mit einer Zwischendecke vom Spitzboden abgetrennte Dachgeschoß dient als Wohnraum.

Im Jahre 1903 läßt Richelmann das Haus neu versichern. Wasserleitungsrohre und ein Spülabort sind inzwischen eingebaut. Die Errungenschaft der letzten Jahrzehnte – das Gas – ist am Lessingplatz noch nicht angekommen. Auch das 1900 in Betrieb genommene Elektrizitätswerk liefert erst Strom für Straßenlaternen und einige große Geschäfte der Innenstadt. Im Haus am Lessingplatz brennen nur Öl- oder Petroleumlampen.

Zwischen 1903 und 1906 ist das Gelände neben dem Haus eine Baustelle. Ehemalige Klostergebäude werden abgerissen und an ihrer Stelle der Chor des am Bohlweg abgetragenen Paulinerklosters wieder aufgebaut. 1906 zieht hier das Vaterländische Museum ein, das auch die Aegidienkirche für Ausstellungen nutzt.

Den wichtigsten Bestandteil der Sammlungen bilden Schaustücke und Militaria zum „Schwarzen Herzog“ Friedrich Wilhelm und zu den Befreiungskriegen gegen Napoleon. Das Vaterländische Museum liefert damit seinen Beitrag zur ideologischen und psychologischen Vorbereitung des Ersten Weltkrieges.

Im Jahre 1912 erwirbt das Museum auch das Haus und Hinterhaus Lessingplatz 3. In ein, zwei Etagen ziehen Museumswärter ein. 1917 verzeichnet das Adreßbuch eine beträchtliche Anzahl von Witwen.



Offene Fragen

Wie erlebten die kleinen Leute vom Lessingplatz Wirtschaftskrise, Arbeitslosigkeit, den Aufstieg der Nazis, Terror und Massenverhaftungen? Sahen sie, wie am 5. Juli 1933 im benachbarten Hotel Handelshof (Lessingplatz 5) zwölf jüdische Jugendliche hinausgeschleppt wurden? Erfuhren sie, daß SA- oder SS-Leute den jungen Benno Ehlers in der AOK zu Tode gefoltert hatten? Mußte der Arbeiter, der im Hinterhaus wohnte, untertauchen? Hatte der Museumsaufseher aus dem Vorderhaus bereits das braune Parteibuch in der Tasche? Sorgte sich unterm Dach eine Witwe um ihre Tochter, ihren Sohn?

Einfacher als die Schicksale seiner Bewohner in dieser Zeit ist der Zustand des Hauses zu ermitteln. 1935, als es – zusammen mit dem Vaterländischen Museum – vom Braunschweiger Staat übernommen wurde, gab es im Haus Gas und eine Lichtleitung mit sechs Brennstellen sowie ein zweites WC.

Aber welcher der Bewohner mußte in den Krieg ziehen? Welche Witwe hatte Söhne oder Enkel zu beweinen? Wohin eilten die Menschen bei Bombenalarm? Wer kam ums Leben, als der gesamte Komplex zerbombt wurde und nur die Vorderhäuser Lessingplatz 3 und 4 verschont blieben?



Junge Leute im alten Haus

Das Haus blieb nach 1945 in Obhut des Braunschweigischen Landesmuseums, während die Aegidienkirche von der katholischen Kirche, die durch die Zerstörung der Nicolaikirche ihr religiöses Zentrum in Braunschweig verloren hatte, erst gemietet, dann gekauft wurde. Im Haus Lessingplatz 3 ändert sich wenig. Die Menschen, die schon vor dem Krieg hier gewohnt hatten, ziehen nicht aus, werden alt, sterben.

Erst in den 70er Jahren verändert sich die Zusammensetzung der Bewohner: Das alte Haus zieht junge Leute, Studentinnen und Studenten, an. Es ist romantisch und billig zugleich, hier für ein paar Jahre zu wohnen.

1982 kauft die katholische Propstei das Haus. Das Ruinengrundstück Nr. 5 und das leerstehende und verfallende Haus Nr. 4 sind bereits seit längerem in Kirchenbesitz.

Wider die Zerstörung

1982 zieht Elsa Bloß-Carvalho in die kleine Wohnung im Dachgeschoß ein. Sie erhält einen nicht befristeten Mietvertrag, obwohl die katholische Kirche plant, auf dem Gelände Lessingplatz 3 - 5 ein Altenheim mit Tiefgarage zu errichten. Der Ägidienverein, schon länger bemüht, den wachsenden Verkehr aus dem Viertel herauszuhalten, wendet sich gegen die Baupläne. 1986 verwirft die Kirche ihre Planungen; Elsa Bloß-Carvalho kann die erste Etage im Haus als Atelier anmieten.

„Die Häuser ließen der Kirche aber keine Ruhe“, schreibt Stefan Jacobasch (Stadtzeitung 5/1993) und berichtet:

„Die Kündigung an die drei Mieter kam schließlich Mitte 1989 ins Haus. Die katholische Kirche plante, ihr Kinderheim aus der Friesenstraße an den Lessingplatz zu verlegen und kündigte mit den drängenden, recht unchristlichen Worten: ‚Da die Finanzierungsmittel bereits zur Verfügung stehen, ist dem Grunde nach jeder Tag, den Ihr Mietverhältnis noch fortbesteht und den Beginn der Realisierung unseres Vorhabens behindert, aus wirtschaftlichen Gründen ein Tag zuviel. Die gesetzliche Kündigungsfrist steht Ihnen aber nun einmal zu.‘ Ein Mieter ließ sich einschüchtern und räumte das Feld. Detlef Mirre und Elsa Bloß-Carvalho, beide freiberuflich künstlerisch tätig und mit ihren Ateliers im Hause beheimatet, blieben. Seitdem geht zwischen Kirchengemeinde und Mietparteien ein Rechtsstreit von einer Runde in die nächste.“

Nach der zweiten Kündigung wird 1991 die Räumungsklage verhandelt. Ohne das Haus näher untersucht zu haben, behaupten Vertreter des Stadtplanungsamtes und der Denkmalschutzbehörde vor Gericht, das Haus sei so kaputt, daß einer „Entkernung“ nichts im Wege stehe. Die Räumung wird für November 1991 angeordnet.

Während die juristischen Auseinandersetzungen mit Berufung und Verlängerung der Räumungsfrist weitergehen, machen die im Ägidienverein zusammengeschlossenen Mieter und Nachbarn die Öffentlichkeit auf die drohende Zerstörung aufmerksam. Über die jahrzehntelange Vernachlässigung der beiden Barockhäuser und ihre Folgen wird selbst in der Braunschweiger Zeitung mehrfach berichtet: Da gefährden herabfallende Ziegel die Passanten, da muß die Mieterin der Dachwohnung die Löcher im Dach mühevoll mit Planen abdichten.

Auch die überregionale Presse nimmt sich des Themas an. So ist in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung unter der Überschrift „Schleifbarock“ zu lesen: „Alles deutet darauf hin, daß der Propst von St. Ägidien, der sich in Braunschweig in erster Linie als ein aktiver Bauherr bekannt gemacht hat, die beiden denkmalgeschützten Häuser lediglich als ein Spekulationsobjekt betrachtet... Die Kirche .. versucht seit geraumer Zeit, den gesamten Bereich um St. Ägidien für sich zu erwerben und umzugestalten. Ein ehrgeiziges Projekt, bei dem es nicht so sehr um den Städtebau, als vielmehr um die

Verwirklichung eines zentralistischen Traumes der Gemeinde geht.“ (Stephan Eberle in FAZ, 19.10.1992)

In der öffentlichen Auseinandersetzung gewinnen auch die städtischen Denkmalschützer die Einsicht, daß es nicht angehen kann, lediglich die Fassaden der historischen Häuser zu erhalten. Allerdings sind sie machtlos: Die Kirche hat ihre eigene Denkmalschutzbehörde. Angesichts der Proteste läßt die katholische Kirche 1993 ihr Projekt fallen und verkauft den gesamten Komplex an den Architekten Michael Zimmermann. Eines ist sicher: Ohne das konsequente Beharrungsvermögen und die Aktivitäten der Mieter wären die Häuser Lessingplatz 3 und 4 heute in ihrer Substanz zerstört.

Abschied vom Haus

Noch vor dem Verkauf hatte sich das Institut für Baugestaltung B der TU zusammen mit dem Landesmuseum Gedanken gemacht, wie der unbebaute Teil des Lessingplatzes, insbesondere das Ruinengrundstück, für eine Erweiterung des Jüdischen Museums und andere öffentliche Räume genutzt werden könnte. Die Zeitung Brunsweek (12/1997) schreibt dazu: „Die Realität der Zimmermannschen Häuser verwies die studentischen Entwürfe ins Reich der Utopie; sie zeigen nun die vertanen Chancen auf.“

Der neue Besitzer kommt schnell zur Sache. Noch vor Jahresende 1993 kündigt er, aber die beiden Mieter nehmen den Rausschmiß nicht widerspruchslos hin. 1994 läßt Zimmermann das Nebenhaus sanieren und auf dem Grundstück Nr. 5 einen umstrittenen Neubau errichten. Zudem beschließt der Architekt, den „Schuppen“ hinter dem Haus Nr. 3 – wohl die in der Nachkriegszeit ausgebesserte Ruine des ehemaligen Hinterhauses – abzureißen. Die Mieter beharren auf ihrem Wohnheitsrecht, das Hintergebäude zu nutzen. Aber nur mit Mühe kann Elsa Bloß-Carvalho noch ihre Kunstwerke retten, bevor der Bagger das alte Mauerwerk zertrümmert. Die einstweilige Anordnung zur Aussetzung des Abbruchs kommt zu spät – der Hausbesitzer muß lediglich der Auflage genügen, ein Ersatzgebäude aufstellen zu lassen.

1995 wird die Räumungsklage des Architekten vom Gericht abgewiesen: Der Zustand des Hauses sei nicht so schlecht, daß die Mieter wegen der Sanierung ausziehen müßten. Im folgenden Jahr wird über die Berufung des Klägers verhandelt. Ein Sachverständigen-Gutachten überzeugt den Richter von der Notwendigkeit der Räumung. Die gerichtliche Auseinandersetzung findet mit einem Vergleich ihr Ende: Die Bewohner müssen bis zum 31. März 1998 ausziehen und erhalten eine Umzugszulage.



Wie wird es weitergehen?

Elsa Bloß Carvalho, nebenbei auch Organistin, trat Silvester 1997 wohl zum letzten Mal in der Mathäuskirche „in die Pedale“, bevor sie im Frühjahr Haus und Stadt verläßt.

Dann wird das Haus aufgeputzt, von außen und von innen, wie noch nie in seinem langen Leben. Alte Türen, historische Beschläge, ausgetretene Treppenstufen, der Kamin, das verwohnte Parkett in den Atelier-Räumen samt dem geheimnisvollen Tresor – all die „Details“, die den Charme des Hauses ausmachen und an seine Geschichte erinnern – werden sie behutsam behandelt oder landen sie auf einem Container?

Texte Bernhild Vögel

Gestaltung Elsa Bloß Carvalho,
Bernhild Vögel

Fotos Atelier Elsa Bloß Carvalho (S. 7, 10, 13, 15,
24, 25): B. Vögel

Titelfoto Anke Claussen

© Braunschweig, Jan. 1998 by B. Vögel
Eigendruck im Selbstverlag

© B. Vögel, Juni 2006
PDF-Fassung www.birdstage.net/images/fiction01.pdf

Quellennachweis:

(Im Stadtarchiv Braunschweig eingesehene Kirchen- und Adreßbücher sind nicht aufgeführt)

- S.3 Allgemeine Deutsche Biographie (ADB) 26, S. 619f
800 Jahre St. Aegidien Braunschweig 1979 (Veröffentlichungen des Braunschweigischen Landesmuseums 22)
Geschichte des Klosters und der Kirche Sanct Egidii in Braunschweig zur Erinnerung an die Vorzeit bei der Feier des neunten Elbmusikfestes, Braunschweig 1836
Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel (NStA Wf): K 52; K 10284
- S. 4/5 Paul Zimmermann, Zum Leben und zur Charakteristik des Grafen von Dehn. In: Jahrbuch des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig, Jg. 1915/16
Hermann Schulze: Konrad Detlev Graf von Dehn. In: Braunschw. Magazin 1915, Nr. 11
Stadtarchiv Braunschweig (StA Bs): G II 14: 4
- S. 6/7 Die Nachtwachen des Bonaventura, München (1923), S. 109ff
- S. 8 NStA Wf: K 52
Christof Römer: Militärseelsorge im Zeitalter des Absolutismus. In: St. Aegidien zu Braunschweig 1115-1979, Festschrift, Hildesheim 1979
NStA Wf: 11 Alt Aegidien Fb.2 Nr. 10
- S. 10 StA Bs: C I 9: 16 u. 33; H VIII A 1490;
- S. 12 NStA Wf: 11 Alt Aegidien Fb.2 Nr. 10; 13 W 667
- S. 14 Dorothea Puhle, Das Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel im Königreich Westphalen, Braunschweig 1989 (Beihefte zum Braunschweigischen Jahrbuch, Bd. 5)
StA Bs: C IV 9: 5 und 7; C IV 3: 15; C IV 3: 22; C IV 3: 9
- S. 15 StA Bs: C IV 2: 5; C IV 3: 22; C I 12: 4
NStA Wf: 50 Neu 1 Nr. 12519
- S. 18 StA Bs: D III 362; C I 9: 16 u. 33; D IV 2093
H. Schröder / W. Assmann (Hg.): Die Stadt Braunschweig. Ein historisch-topographisches Handbuch, Braunschweig 1841, S. 188ff
Braunschweigische Anzeigen Nr. 66, 19.3.1858
- S. 19 Heinrich Mack, Geschichte des Lessing-Denkmal zu Braunschweig. In Braunschweigisches Adreßbuch für 1929
- S. 20 Eberhard Rohse: Adolf Glaser als Braunschweiger Literat. In: Herbert Blume / Eberhard Rohse (Hg.): Literatur in Braunschweig zwischen Vormärz und Gründerzeit (Braunschweiger Werkstücke Bd. 84), Braunschweig 1993, Anm. 25, 29
Wilhelm Raabe, Sämtliche Werke (Braunschweiger Ausgabe) Erg.-Bd. 2, Göttingen 1975, S. 214
Braunschweigische Landeszeitung Nr. 361, 28.8.1911; Nr. 363, 30.8.1911
Braunschweiger Neueste Nachrichten Nr. 202, 29.8.1911; Nr. 203, 30.8.1911
- S. 21 Anneliese Gerbert, Öffentliche Gesundheitspflege und staatliches Medizinalwesen in den Städten Braunschweig und Wolfenbüttel im 19. Jahrhundert, Braunschweig 1983 (Beihefte zum Braunschweigischen Jahrbuch, Bd. 3)
- S. 22/23 Ludwig Büttner, Robert Griepenkerl. Das Schicksal eines freien deutschen Schriftstellers, Nürnberg 1980
Braunschw. Anzeigen Nr. 198, 21.8.1860; Nr. 38, 14.2.1861; Nr. 51, 1.3.1861; Nr. 68, 21.3.1861
D I 7: 45 (Testament Johanne Friedrichs 1846)
- S. 24 Die Lichtung. Braunschweiger Blätter für Literatur und Kunst (Beilage der Braunschweigischen Landeszeitung), Nr. 13 - 15 / 1925
- S. 25 D I 7, 85
- S. 26/27 Historisches Klosterensemble und musealer Klosterhof des Braunschweigischen Landesmuseums hinter St. Aegidien, Braunschweig 1984 (Veröffentlichungen des Braunschweigischen Landesmuseums 44)
NStA Wf: 131 N Fb. 2 Zg. 39/1960 Paket 1

Bildnachweis:

- S. 4, 19: 800 Jahre St. Aegidien Braunschweig 1979
S. 9: Stadtbibliothek Braunschweig
S. 11: Licht und Schatten (Veröffentlichungen des Braunschweigischen Landesmuseums 22), Braunschweig 1997
S. 26: Stadtarchiv Braunschweig
S. 22: Ludwig Büttner, Robert Griepenkerl, Nürnberg 1980
S. 3, 7, 10, 13, 15, 17, 21, 24, 25, 27, 30: B. Vögel